

Deon Meyer  
Rote Spur

 rütten & loening



Deon Meyer

# Rote Spur

Roman

Aus dem Afrikaans  
von Stefanie Schäfer

 rütten & loening

Die Originalausgabe mit dem Titel *Spoor*  
erschien 2010 auf Afrikaans bei Human & Rousseau, Cape Town.

Die englische Ausgabe mit dem Titel *Trackers*  
erschien 2011 bei Hodder & Stoughton, London.



ISBN 978-3-352-00810-8

Rütten & Loening ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2011

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2011

Copyright © Deon Meyer 2010

Einbandgestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

*Wenn Sie die Natur lieben und viel Zeit im Busch verbringen, ist die Wahrscheinlichkeit, früher oder später gebissen zu werden, nicht unerheblich (besonders, wenn Sie Schlangen aufspüren wollen).*

Grundzüge des Spurenlesens: Spureninterpretation

- »Was ist los?«, fragte Floh. Sie war schließlich nicht dumm.
- »Mach dir über die Strecke keine Gedanken«, sagte Lourens.
- »Warum habt ihr euch so angeschaut?«
- »Weil jemand hinter uns herfährt, schon seit einer Stunde«, sagte ich, weil ich fand, dass sie es wissen musste.

Sie schaute mich an, als sähe sie mich zum ersten Mal. Dann stieß sie ein kurzes, hässliches Lachen aus. »Du machst Witze.«

»Sieh selbst«, sagte ich und zeigte auf den Spiegel.

Sie beugte sich nach vorn, sah die Lichter und fragte dann skeptisch: »Und der ist schon seit einer Stunde hinter uns?«

»Er ist auch abgebogen, als wir abgebogen sind«, sagte Lourens.

»Und wenn schon«, sagte sie. »Kann ich noch einen Schluck Kaffee haben?« Dann fragte sie: »Glaubt ihr vielleicht, ich falle darauf rein? Haltet ihr mich für blöd?«

»Nein«, sagte ich.

Das beruhigte sie.

Ich versuchte, mir die Landschaft rings um uns im Geiste vorzustellen. Die Straße führte bergauf und bergab und schlängelte sich durch dunkle Hügel. Ich vermutete, dass wir in den Waterbergen waren. Im Scheinwerferlicht sah man die Dornakazien dicht am Wegesrand stehen, hier und da eine mächtige Felsformation. Nicht gerade ideal.

»Ich möchte, dass wir auf Nummer sicher gehen, Lourens. Lass uns eine längere Gefällestrecke abwarten. Tritt nicht auf die Bremse, damit sie nicht gewarnt werden, sondern brems mit dem Getriebe. Langsam und gleichmäßig. Die Scheinwerfer lässt du an.«

»Okay.«

Floh ignorierte uns. Sie schmolle.

Die Straße beschrieb weite Kurven, erst nach links, einen Kilometer weiter nach rechts. Dann folgte ein langes, gerades Stück mit leichtem Gefälle. Lourens nahm den Fuß vom Gas, schaltete, ging in den Leerlauf. Der Mercedes verlor an Geschwindigkeit. Unablässig sahen wir in die Spiegel. Die Lichter tauchten hinter der letzten Kurve auf, wurden zunächst größer, als sie sich näherten, veränderten sich dann nicht mehr.

Ich sah hinauf zur Innenbeleuchtung und betätigte den Schalter, so dass das Licht nicht aufleuchten würde, wenn man die Türen öffnete. »Präge dir genau ein, wie die Straße verläuft und schalte dann die Scheinwerfer aus.«

Lourens wartete einen Augenblick, schaltete dann die Lichter aus. Plötzlich herrschte stockfinstere Nacht. Man sah nur noch die Scheinwerfer hinter uns, jetzt wieder erheblich näher.

»Wenn wir stehenbleiben, mach den Motor aus und zieh die Handbremse. Aber bleib sitzen, die Hand am Zündschlüssel.«

»Okay.« Er war ruhig und besonnen. Genau das, was wir brauchten.

Ich holte die Glock aus dem oberen Fach, wartete, bis wir ausgerollt waren, öffnete die Tür, sprang heraus und rannte am Truck entlang nach hinten, den Revolver in der Hand. Lourens schaltete den Motor aus.

Die Lichter hinter uns waren nur noch zweihundert Meter entfernt. Dann gingen sie plötzlich aus.

Ein sehr schlechtes Zeichen.

Am Himmel standen Sterne, aber kein Mond. Meine Augen waren nicht an die Dunkelheit gewöhnt. Ich erkannte nur die unmittelbare Umgebung, die Straße, das hohe Gras, tiefe Schatten von Dornakazien jenseits des Wildzauns.

Ich horchte. Hinter mir hörte ich die Geräusche des Lkws, abkühlendes Metall. Dann: Schritte auf dem Kies.

»Steig in den Wagen«, befahl ich leise.

Floh stellte sich neben mich. »Wenn die Wirkung des Beruhigungsmittel nachlässt, geraten die Nashörner in Panik.«

Ich starrte in die Finsternis und versuchte, sie auszumachen.

»Ich hab schon mal gesehen, wie sich ein Nashorn im Käfig die Schnauze zu Brei geschlagen hat«, sagte sie.

Ich legte den Finger an die Lippen, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Einen Tag später war es tot. Aber im Dunkeln kann ich keine Spritze setzen. Können wir weiterfahren?«

Ich wusste genug. Wir hatten ein Problem. Jemand verfolgte uns, und zwar planvoll. Ohne selbst gesehen zu werden. Bisher schienen sie nichts anderes zu wollen.

Ich drehte mich um, kehrte zur Beifahrertür zurück und war-

tete dort auf Floh. Sie kam nicht sofort. Bloß nicht. Dann folgte sie mir mit gesenktem Kopf und verschränkten Armen, warf mir einen giftigen Blick zu und stieg ein. Ich folgte ihr und sagte zu Lourens: »Fahren wir weiter. Lass die Scheinwerfer solange wie möglich ausgeschaltet.«

Floh sagte: »Irgendwas stimmt doch da nicht.«

Lourens konzentrierte sich auf die Straße. Er fuhr langsam. Ich dachte nach.

Sie wussten, dass wir von ihnen wussten. Im Dunkeln konnten sie genauso wenig erkennen wie ich, aber sie hatten den Motor ausgeschaltet und mussten daher gehört haben, wie der Mercedes losfuhr. Sie wussten, dass wir irgendwann die Scheinwerfer wieder einschalten mussten, wenn wir nicht bis Tagesanbruch im Schnecken tempo weiterkriechen wollten. Wenn sie dicht genug hinter uns blieben, konnten sie uns ohne Scheinwerfer folgen und den Lkw bis zum Morgengrauen als Wegweiser benutzen.

Die Frage war nicht, was sie wollten. Dicht hinter mir befanden sich Rhinozeroshörner im Wert von einer Million Rand. Die Frage war vielmehr, worauf sie warteten. Ihr Fahrzeug war nicht groß, eine Limousine oder ein Bakkie. Oder ein Kleinbus, der acht bis zehn Personen transportieren konnte. Eine Übermacht, wenn wir anhielten. Was wir eben getan hatten. Aber es war nichts geschehen.

Wussten sie, dass wir bewaffnet waren? Oder nahmen sie es an? Oder lag ich völlig daneben?

Was würde ich tun, wenn ich einen Zwanzigtonner kapern wollte?

Das hing davon ab, was man wollte. Ich bezweifelte, dass unsere Verfolger sich für irgendetwas anderes als die Hörner interessierten. Dafür brauchten sie nur den Lkw zum Anhalten zu zwingen, ohne sich selbst unnötig zu gefährden, dann die Insassen zu liquidieren, die Beute abzusägen und abzuhaue n. Es gab nur einen Weg, das alles problemlos durchzuführen.

Ich drehte mich auf meinem Sitz um, so dass ich meine Sporttasche erreichen konnte, und holte die MAG7 heraus.

»Ach du Schande«, sagte Floh.

Ich schnallte mich an und fragte Lourens: »Gibt es einen Sicherheitsgurt für sie?«

»Nein, Oom.«

Ich sah sie an. Ihr Hochmut war verflogen, aber die Vorwurfshaltung war noch da. Zum ersten Mal sah ich ihr linkes Auge aus der Nähe. Eine weitere feine Narbe zog sich von dem kleinen Ritz in ihrem Unterlid einen Zentimeter weit bis zur Wange hinunter, dünn wie ein Haar.

»Wenn ich ›runter‹ sage, kriechst du da rein.« Ich zeigte auf den Fußraum vor meinem Sitz. »Ich mache dir Platz.«

»Warum?«

Allmählich verlor ich die Geduld, doch Lourens kam mir zuvor. »Er ist ausgebildeter Leibwächter, Cornél. Du solltest besser auf ihn hören.«

»Ein Leibwächter?«

»Hör zu«, sagte ich, »die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Nashörner lebend haben wollen, ist gering. Das wäre zu mühsam: zeitraubendes Umladen, die Spritzen, die Pflege. Wir müssen davon ausgehen, dass sie nur die Hörner wollen. Das bedeutet, dass sie uns aufhalten werden. Möglicherweise müssen wir demnächst eine Blockade durchbrechen, irgendetwas über den Haufen fahren ...«

»Nein!«, sagte sie. »Die Tiere!«

»Die Tiere sind ausreichend geschützt. Aber wenn wir anhalten müssen, sind wir und die Tiere in Gefahr.«

Floh dachte darüber nach. Dann nickte sie zu meinem Erstaunen.

Langsam holte sie Luft, sah mir in die Augen und fragte: »Also, was soll ich tun?«

»Lass mich erst in Ruhe nachdenken.«

Reglos saß sie da.

Ich sah in den Spiegel. Die Straße hinter uns war unverändert

dunkel. Dann nahm ich wieder die Karte zur Hand, um meine neue Theorie zu überprüfen.

Lourens hatte gesagt, sie seien schon seit Alldays hinter uns. Auf der zweiten längeren Asphaltstrecke seit unserer Abfahrt, im Anschluss an etwa fünfzig Kilometer unbefestigter Straße. Spekulationen lagen mir eigentlich nicht, aber ich kam nicht umhin, ein paar Ideen durchzuspielen. Spekulation Nummer eins: Sie hatten gewusst, wo wir die Nashörner aufluden. Das Straßennetz in Limpopo war zu dicht, als dass sie uns durch Zufall hätten aufspüren können. Was bedeutete, dass mindestens das eine Fahrzeug uns schon von Anfang an verfolgt haben musste. Doch als sie erkannten, dass wir nicht auf den Teerstraßen bleiben würden, mussten sie den Abstand zu uns verringern, damit sie uns nicht verloren, falls wir plötzlich irgendwo abbogen. Deswegen hatte Lourens sie erst so spät bemerkt.

Spekulation Nummer zwei war die logische Schlussfolgerung: Sie hatten nicht gewusst, welche Route wir wählen würden. Wahrscheinlich hatten sie ebenso wie Floh angenommen, wir würden die N1 einschlagen, alternativ eventuell die R521 nach Polokwane. Ich an ihrer Stelle hätte meine anderen Fahrzeuge – mindestens drei oder vier – hinter Mokopane warten lassen. Vielleicht hinter einer der Mautstationen; ein guter Platz, um ein stehendes Fahrzeug zu überrumpeln, die Hörner abzuschneiden und zu verschwinden.

Spekulation Nummer drei: Als unsere Strecke von ihren Erwartungen abwich, mussten sie sich neu organisieren. Doch inzwischen musste ihnen klar sein, wie wir fahren wollten – über Vaalwater, Rustenburg und Ventersdorp. Als wir vor zwanzig Minuten zum letzten Mal abgebogen waren, hatten wir ihnen den letzten entscheidenden Hinweis geliefert.

Spekulation Nummer vier: Im Dunkeln ist gut munkeln. Sie wollten vor Tagesanbruch zuschlagen. Und sie würden jetzt schnell vorgehen müssen, bevor wir eine Polizeidienststelle erreichten.

Ich kalkulierte die Entfernungen nach Polokwane und Mopane, berechnete die Durchschnittsgeschwindigkeit und kam jedes Mal zu demselben Ergebnis: Vaalwater. Vor Vaalwater würden sie zum Angriff übergehen müssen. Auf den nächsten fünfzig Kilometern.

Ich faltete die Karte zusammen und verstaute sie, legte die Glock zwischen Floh und mich auf den Sitz und nahm die MAG7 zur Hand.

»Wie stark ist der Kuhfänger?«, fragte ich Lourens.

»Kommt darauf an ...«

»Ich meine, falls wir einen Pkw oder einen Bakkie rammen und beiseiteschieben müssten.«

»Vor drei Wochen haben wir hinter Middelburg ein Kudu angefahren, da hat sich das Ding so weit zurückgebogen, dass es die Windschutzscheibe eingeschlagen hat.«

Das war nicht das, was ich hören wollte. »Aber der Motor sitzt hier?«, fragte ich und deutete auf den Buckel unter Floh.

»Ja, Oom, aber die Kühler liegen vorn. Wenn irgendetwas uns da erwischt, haben wir ein Problem.«

Floh holte Luft und wollte etwas sagen, schüttelte aber dann den Kopf und schwieg.

Ich dachte nach. »Wenn wir keine Chance haben, durchzubrechen, werden wir anhalten müssen. Lourens, sie werden versuchen, die Straße zu blockieren. Aber vielleicht haben wir eine Möglichkeit, seitlich auszuweichen und an ihnen vorbeizufahren. Lass dich nicht von den Zäunen abhalten. Wenn das Gelände es zulässt ...«

»Okay.«

»Du wirst aber nicht viel Zeit haben, eine Entscheidung zu treffen.«

Er nickte und setzte sich entschlossen vor dem Steuer zu recht.

Unwillkürlich sah ich in den Rückspiegel. Die Lichter waren wieder da, jetzt sehr viel näher.

»Sie sind wieder zurück«, bestätigte Lourens.

»Dann ist es gleich so weit«, sagte ich und entsicherte die MAG7.

Zweihundert Meter weiter verwandelte sich die Nacht in hellen Tag.